

Andrea Reichert

Der Faber aus Recklinghausen

Die Pflegerin, die ihn an seinem ersten Arbeitstag einkleiden sollte, hieß Jennifer und machte ihm Angst. Sie war nicht viel älter als er, aber doppelt so schwer und schien sich nie der Sonne auszusetzen. Ihre wurstigen Arme und Beine hatten die Farbe seiner Zahnpasta, waren sogar noch weißer als ihre Kittelschürze, unter der sie so gut wie nichts anhatte. Nur einen schwarzen, mit Spitze besetzten BH konnte er ausmachen, dessen Träger an den Schultern tief ins Fleisch schnitten, und den dazu passenden Slip. „Wie heißt du?“, fragte sie Kaugummi kauend und ohne wirkliches Interesse. - „David“. Wie ein Kanarienvogel, vor dessen Käfig die Katze hin und her strich, beäugte er sie. Sie stand in gebückter Haltung vor dem Spind im Personalraum, zog einen Kittel nach dem anderen heraus, faltete ihn auseinander und legte ihn wieder weg, weil sie auf den ersten Blick erkannt hatte, dass er viel zu groß war und wie ein Engelshemd an ihm herumschlabbern würde. Je länger die Aktion dauerte, desto heftiger wurde ihr Stöhnen, bis sie schließlich überhaupt keinen Zweifel mehr daran ließ, dass ein Milchgesicht wie er ihnen hier gerade noch gefehlt hatte.

Die Dicke übertreibt ein bisschen, dachte er. Ich bin auch nicht zu meinem Vergnügen hier. Vor zwei Tagen hatte er noch in Rom auf der Spanischen Treppe gesessen, mit seinem Freund Kowski und einem Rucksack voller Dosenbier. Sein InterRail-Ticket drehte sich vermutlich schon in der Waschmaschine. Er hatte vergessen, es aus der Hosentasche zu nehmen, als er die schmutzige Wäsche bei seiner Mutter abgeladen hatte. Nach ein paar Stunden Schlaf war er dann hierher gekommen, um pünktlich um 6:30 Uhr seinen Zivildienst anzutreten. Miese Jobs hatte er in den letzten Monaten wahrlich genug gehabt – als Einseifer in der Autowaschstrasse oder als Handzettelverteiler für eine Telefongesellschaft, wo man ihn tagelang als menschliches Handy durch die Fußgängerzone stapfen ließ.

Dies ist nur ein weiterer mieser Job, versuchte er sich zu trösten, vielleicht der mieseste von allen und dennoch war es müßig darüber nachzugrübeln, ob seine Entscheidung richtig war. Er hatte den Wehrdienst nicht aus Überzeugung verweigert, wie sein Freund Kowski, dessen Eltern Sojamilch trinkende Vegetarier waren, die ihm die weiße Friedenstaube schon aufs Dreirad gepappt hatten. David hatte verweigert, weil er sich für Sportvereine bestenfalls als passives Mitglied eignete. Passive Mitgliedschaften waren

bei der Bundeswehr aber nicht vorgesehen. Man musste schon selber rennen. Einen Hänfling wie ihn hätten sie vermutlich beim ersten Gewaltmarsch entkräftet liegen lassen, wohlwissend, dass man mit ihm ohnehin keinen Krieg gewinnen konnte.

„Wir müssen jetzt anfangen“, sagte die Dicke mitten in seine Träumereien hinein. „Zieh einfach irgendeinen an.“ Er hatte sich vorgenommen, den Mund zu halten und alles zu tun, was sie ihm sagte. Als Abiturient in einem Malocherjob fuhr man damit immer am besten. Es war jetzt kurz vor sieben. Anscheinend ging es damit los, dass sie die Leute aus den Betten holten. Er bekam einen kleinen Rollwagen zugeteilt, den er über den Flur vor sich herschieben sollte. Wie ein Mitarbeiter des Mitropa Service-Teams kam er sich dabei vor, nur dass er statt Kaffee und Würstchen Bettpfannen und Desinfektionsmittel im Angebot hatte.

„Wir machen zuerst die Bettlägerigen und dann den Rest.“

Die Dicke ging in ein Zimmer, riss die schweren Vorhänge auf und brüllte „Guten Morgen!!“ Er ging hinterher, sah die vergitterten Betten und die alten Frauen, die darin lagen. Abgemagert, reglos, die Bettdecke bis zum Kinn gezogen. Schrumpfköpfe mit hohlen Wangen und weit aufgerissenen Augen. Der Mund blieb ihm offen stehen. Seine Atmung verflachte. Es sind zwei, dachte er, und sie sind heute Nacht beide gestorben. Sie riechen schon. Irgendetwas piept hier. Es war der Tropf, an den eine der beiden angeschlossen war. Er blickte zu Jennifer, aber die tat so, als ob das alles völlig normal wäre. Sie machte sich an dem Infusionsmonitor zu schaffen, drückte auf einem Knopf herum, bis das Piepen verstummte. Dann bedeutete sie ihm, mit anzupacken. Sie klappten die Gitter herunter, fassten die Frauen unter den Armen und hievten die schlaffen Körper Stück für Stück nach oben, bis sie durch Kissen gestützt fast aufrecht im Bett saßen. Die Arbeit war schwer und ungewohnt. Er wusste nie so recht, was die Dicke als Nächstes vorhatte, stand immer an der falschen Stelle und kurz vor der Ohnmacht. Irgendwann hatte sie Mitleid mit ihm und ließ ihn einfach nur zugucken, wie sie die Frauen auszog, eine auf den Toilettenstuhl setzte und der anderen die Windel wechselte, wie sie sie überall wusch, auch an den intimsten Stellen. Sie gab sich große Mühe und erklärte ihm Dinge, die er lieber nicht gehört hätte, beispielsweise dass die Haut unter den Brüsten besonders delikater und immer gut einzucremen sei. Die Frauen ließen alles über sich ergehen, wirkten auch gewaschen und gekämmt noch genauso tot wie am Anfang. Er bemühte sich, sein Entsetzen zu verbergen und die ausgemergelten Körper nicht anzustarren. Als es ihm nicht gelang, schämte er sich.

„Warum sind die nicht im Krankenhaus?“, presste er hervor.

„Weil sie nicht krank sind“, sagte Jennifer. „Jedenfalls nicht körperlich.“

Sie arbeiteten sich weiter durch die Zimmer, es war immer der gleiche Ablauf, bis sie als letztes zu Frau Krüger kamen. Frau Krüger war 89 Jahre alt, halbblind und unter-schenkelamputiert, dachte aber nicht im Traum daran, sich davon den Tag verderben zu lassen. Sie bewohnte ein Einzelzimmer und hatte eigene Möbel, was auf gewisse Privi-legien schließen ließ.

„Welches Kleid möchten Sie heute anziehen? Das blaue oder lieber das weiße?“

„Ich ziehe mich heute überhaupt nicht an. Ich wüsste nicht, wofür...“

„Aber die Friseurin kommt gleich. Sie wird Ihnen die Haare waschen und legen.“

„Meine Haare müssen nicht gewaschen werden. Sie fetten schon seit Jahren nicht mehr. Es genügt völlig, ab und zu die toten Fliegen herauszuzupfen. Und danke - das kann ich noch selbst!“ Sie thronte auf einem hohen Sessel mit rotem Samtbezug und klimperte kampfeslustig mit den Wimpern. Eine kleine, versehrte Majestät im Nachthemd.

„Können wir sie nicht einfach in Ruhe lassen?“, flüsterte David.

„Bei dem vielen Geld, das die Familie bezahlt? Sie bekommt zwar nur selten Besuch, aber für den Fall, dass sich doch mal einer blicken lässt, muss sie gestiefelt und gespornt in ihrem Sessel sitzen.“

„Mit wem reden Sie da?“, fragte Frau Krüger.

Er ging auf sie zu und stellte sich als David, der neue Zivi, vor. Sie musterte ihn aus trüben Augen, ehe sie mit scherzhaft erhobenem Zeigefinger sagte: „Ich kenne Sie! Sie sind der Faber aus Recklinghausen!“ – „Nein, wie gesagt, ich heiße David...“ Jennifer bedeutete ihm, zu schweigen. Sie setzten Frau Krüger in den Rollstuhl und schoben sie zum Waschbecken.

„Waren Sie schon einmal in Berlin?“, fragte sie ihn. „Wir haben in Berlin gelebt, in ei-nem Haus in Grunewald mit 12 Zimmern und einer Treppe aus italienischem Carrara-Marmor...“

Sie beschrieb ihm die Einrichtung bis zur letzten Fliese und erzählte von einem Portrait in ihrem Wohnzimmer, das ein französischer Maler aus lauter Verehrung zu ihr für den Preis einer Kiste Rotwein angefertigt habe. Jennifer, die die Geschichte schon zu ken-nen schien, verließ kurz den Raum, um was auch immer zu erledigen. Er überlegte, was er als nächstes tun sollte. Unterdessen war Frau Krüger bei exotischen Pflanzen ange-langt, die sie von ihren Reisen mitgebracht und in ihrem Garten kultiviert hatte. Sie

sprach von einer Kuckucksuhr aus Namibia, die ihr der Vater geschenkt hatte, als sie noch ein kleines Mädchen war, von ihrem eigenen Kind und dem Kinderzimmer, das sie so liebevoll eingerichtet hatte. Die Geschichte wurde immer verworrener. Sie sprang durch alle Zeiten und Räume und sprach auf einmal im Präsens.

„Ich habe ein Baby. Es ist noch ganz klein, gerade mal ein Jahr alt.“ - „Frau Krüger, da bringen Sie was durcheinander.“ Ihre Bewegungen wurden fahrig. Sie rutschte im Rollstuhl hin und her.

„Es tut mir leid, ich muss gehen! Mein Baby ist allein zu Hause!“ Er legte die Hand auf ihren Arm, konnte sie nur mit Mühe zurückhalten. „Frau Krüger, jetzt überlegen Sie doch mal! Sie sind 89 Jahre alt. Ihr Baby ist vermutlich selbst schon Großmutter!“

„Lassen Sie mich gehen! Mein Baby ist krank! Es ist allein zu Hause!“

Trotz ihrer Versehrtheit entwickelte sie eine Kraft, die er allein nicht bändigen konnte. Er rief nach Jennifer, die Tür flog auf. Sie nahm Frau Krüger in den Arm und tröstete sie wie einen weinenden Säugling. „Schu, schu, schu, alles in Ordnung, Ihrem Baby geht’s gut. Das Kindermädchen ist bei ihm.“

Als sie sich beruhigt hatte, schoben sie sie in den Frühstücksraum. Er fragte Jennifer nach Frau Krügers Vergangenheit, aber sie wusste nichts über sie, nur dass sie Opernsängerin gewesen war. Den Rest des Tages verbrachte er mit höchst ungewohnten Tätigkeiten wie Betten beziehen, Böden wischen und Brote schmieren.

„Auf Wiedersehen, Herr Faber!“, rief Frau Krüger ihm am Feierabend zu. „Besuchen Sie mich bald wieder!“

Als er das Heim gegen 14 Uhr endlich verlassen durfte, ahnte er, dass er die Bilder für den Rest seines Lebens nicht mehr aus dem Kopf bekommen würde. Er hatte Menschen gesehen, die wirkten, als hätte sie jemand ausgesaugt, mumifiziert, ohne dass sie dabei gestorben wären. Er war Leuten begegnet, die alle fünf Minuten denselben sinnlosen Satz sagten oder mit unsichtbaren Rauhaardackeln kämpften. Manche waren weinerlich, andere waren aggressiv, hatten ihn einen Deserteur geschimpft oder sogar mit der Klobürste nach ihm geschlagen. Er wusste, dass er sich an vieles gewöhnen würde, an die schlechten Gerüche und die verschmutzten Bettlaken, an Miederhosen und Thrombosestrümpfe und an Zähne, die abends ins Glas gelegt wurden. Der Mensch gewöhnt sich an allem, hatte sein Deutschlehrer immer gesagt, selbst am Dativ. Aber konnte man sich an Demenz gewöhnen?

Es hatte ihn schockiert, wie diese Krankheit am Ende alle wieder gleich machte, Männer und Frauen, Linke und Rechte, Professoren und Proleten. Was blieb von einem Menschen, wenn man ihn seiner Erinnerungen beraubte? Die fleischliche Hülle eines erfüllten, aber spurlos verschwundenen Lebens. Mit jeder Erfahrung, die ausgelöscht wurde, verschwand ein Stück vom Menschen selbst, ein Teil seiner Persönlichkeit.

In den nächsten Wochen ließ David nichts unversucht, um Frau Krüger die eine oder andere Erinnerung zurückzubringen. Er brachte seine Gitarre mit und sang mit ihr aus der Mundorgel, aber die Musik, die einst ihre große Leidenschaft war, schien ihr nichts mehr zu geben. Er zeigte ihr Bilder von Berlin, aber sie erkannte nichts, nicht einmal den Grunewald. Sie brachten sich gegenseitig zum Lachen mit dem, was sie sagten. Nur wenn er abstritt, der Faber aus Recklinghausen zu sein, wurde sie böse.

Eines Tages kam ihre Tochter zu Besuch. Sie fuhr mit einem dunklen Mercedes vor und blieb nur eine halbe Stunde. Frau Krüger saß die ganze Zeit teilnahmslos in ihrem Sessel und sagte kein Wort. „Wer war diese Frau? Sie war nicht freundlich zu mir. Können Sie dafür sorgen, dass sie nicht mehr kommt?“ - „Frau Krüger, das war Ihre Tochter! Ihr Baby aus Berlin. Warum haben Sie nicht mir ihr geredet?“

Sie wurde unruhig, begann zu stammeln von ihrem kranken Kind, das allein zu Hause sei. Er musste wieder Hilfe holen, lief auf den Flur und sah die Tochter weinend aus der Besuchertoilette kommen. „Ihre Mutter hat Sie nicht vergessen!“, rief er ihr nach. „Sie spricht so oft von ihrem Baby in Berlin!“ Sie drehte sich zu ihm um und schüttelte den Kopf.

„Ich bin in Essen geboren. Das Baby, von dem sie immer spricht, ist mein Bruder. Er starb an einer Lungenentzündung, als er gerade mal ein Jahr alt war. Meine Mutter war nicht zu Hause, ich glaube, sie stand auf der Bühne. Das hat sie nie verwunden. Und doch ist es die einzige Erinnerung, die ihr überhaupt noch geblieben ist. Ausgerechnet diese.“

Sie steckte ihm 50 Euro zu, dankte ihm für seine Mühen und verschwand, ehe er ihr sagen konnte, dass es noch eine zweite Erinnerung gab. Eine, die ihre Mutter glücklich machte. *Er* war diese Erinnerung. *Er* war der Faber aus Recklinghausen, und wenn sie ihn das nächste Mal so ansprach, würde er es einfach zugeben.